



Dr. Werner Thissen
3. Dezember 1938, Theologe,
Erzbischof. Geboren in Kleve.
Zunächst Studium der Wirtschafts-
wissenschaften, ab 1961 dann
Theologie. Priesterweihe 1966.
Kaplan im Ruhrgebiet. 1974 Promo-
tion. Verschiedene Verwendungen
im Ordinariat in Münster. 1984
Domkapitular, 1986 Generalvikar,
1999 Weihbischof in Münster.
2003 Erzbischof von Hamburg.

Dr. Werner Thissen
Erzbischof von Hamburg

„Die Kraft der Gegensätze. Wie findet der Mensch zu sich selbst und über sich hinaus?“

Liebe Mitbrüder, meine sehr verehrten Damen und Herren, es ist für mich eine Freude, vor einem so hochkarätigen und großen Kreis einige Gedanken darzulegen. Dabei hat mich lange die Frage beschäftigt, über welches Thema ich zu Ihnen sprechen soll. Mein erster Gedanke war, ich mache mich mit Ihnen auf die Suche nach einem Weg, auf dem Armut und Krankheit in der Welt bekämpft werden können. Sie wissen, dass ich das Hilfswerk MISEREOR leite, das sich der Entwicklungszusammenarbeit widmet. Nur wenn es uns gelingt, das steile Gefälle zwischen dem sozialen Niveau bei uns und in den Ländern des Südens abzubauen, kann es uns auch gelingen, Terror, Waffengewalt und Krieg einzudämmen. Und was noch wichtiger ist: Entwicklungszusammenarbeit ist eine Frage der Gerechtigkeit.

Mein zweiter Gedanke war, mit Ihnen nachzudenken über das Verhältnis von Christen und Muslimen. In der Umgebung meiner Wohnung im St. Georgsviertel gibt es mehrere Moscheen. Bei meinen Besuchen dort habe ich wichtige Erfahrungen gemacht für den interreligiösen Dialog. Wir haben innerhalb der Deutschen Bischofskonferenz eine lesenswerte Arbeitshilfe erstellt zum Verhältnis von Christen und Muslimen. Ich habe veranlasst, dass sie in der Katholischen Akademie für Sie bereitliegt. Denn das Thema wird uns auch in Zukunft immer wieder beschäftigen.

Schließlich habe ich diese beiden hochaktuellen Themen nicht gewählt, sondern ein drittes Thema mit der Überschrift „Die Kraft der Gegensätze. Wie findet der Mensch zu sich selbst und über sich hinaus“.

Das will ich Ihnen kurz begründen. Die ersten beiden Themen, Entwicklungshilfe und Muslime, sind vorrangig Sachthemen. Das nun gewählte Thema betrifft die Person, nicht Ihre Person, sondern jede Person. Ich habe die Zielvorstellung für diesen Abend, dass Sie das eine oder andere für sich selbst mitnehmen können, für Ihre Sicht des Lebens, für Ihre Gestaltung des Lebens, für Ihre Bewältigung des Lebens. Sie werden in fünfundvierzig Minuten selbst feststellen, wieweit dieses Ziel für Sie erreicht ist.

Die Kraft der Gegensätze. Unsere Überschrift hört sich nach Spannung an. Menschen lieben Spannung. Eine spannende Geschichte, ein spannender Krimi, Wellness als Wohlspannung. Aber es gibt noch weit Spannenderes, Spannungsreicheres, eben die menschliche Existenz.

Unser Leben kennt viele Gegensätzlichkeiten. Ein Beispiel: Essen und Fasten. Ein Festmahl „mit den besten und feinsten Speisen, mit besten, erlesenen Weinen“ ist etwas Wunderbares. Mit diesen Worten beschreibt der Prophet Jesaja in der Bibel sogar die Vision des himmlischen Lebens (Jes 25,6).

Aber wer ein solches Festmahl Tag für Tag zu sich nehmen muss, der verspürt bald Überdruß. Ein üppiges Mahl ist dann besonders zu genießen, wenn es zuvor Verzicht, Einschränkung oder sogar Fasten gab. Die Fastenzeit vor Ostern jetzt ist ja nicht deshalb guter kirchlicher Brauch, um die Menschen zu quälen, sondern um ihre Freude zu steigern, um ihr

Erleben intensiver zu machen. Das erste Glas Wein nach „40 Tagen ohne“ ist etwas völlig anderes als ein gewohnheitsmäßiges tägliches Konsumieren.

Vielleicht reicht diese kurze Hinführung bereits zum Aufstellen einer These, die im Laufe meiner Darlegung erhärtet werden soll. Ich formuliere die These so: Wer sich bewusst auf die Spannungspole des Lebens einlässt, wer ihnen nicht ausweicht, für den erhält das Leben eine ungeahnte Weite und Tiefe.

Unser Leben ist reich an diesen Spannungspolen. Ich nenne Ihnen neben „Essen und Fasten“ die Spannungspole „Heimat und Ferne“ oder „einsam und gemeinsam“. Es gibt noch viele andere. Aber das Grundmuster ist allen gemeinsam: Erst wer die Pole aufsucht, erst wer die Gegensätze in Verbindung bringt, erst wer sich auf beides versteht, dessen Leben erhält eine gute Spannung. Keine Spannung, die das Leben zerreißt, sondern eine Spannung, die das Leben trägt. Das möchte ich Ihnen heute Abend an jeweils drei Spannungspaaren, an drei polaren Gegebenheiten, darlegen. Wir werden dabei behutsam, aber doch gezielt zu philosophischen und theologischen Fragestellungen kommen, die nach meiner Überzeugung entscheidend sind für Lebensauffassung und Lebensdeutung.

In einem Gedicht der in Hamburg ansässigen Ulla Hahn schildert diese mit der Anfangszeile „Endlich besoffen und ehrlich“ einen Menschen, der sich fragt, ob er denn wirklich lebt. Er hat alles, was er braucht, und dennoch lässt er sich zu einem Wut- und Wehgeschrei hinreißen. Ich zitiere Ihnen die letzten Zeilen des Gedichts:

„Mir geht es gut ich halt ja schon den Mund
nur eine Frage sei noch zugegeben
Seid ihr ganz sicher dass ihr lebt und
heißt Nichttotsein schon Leben?“

Wir werden uns alle hier im Raum schnell einig sein darüber, dass Leben mehr ist als nicht tot sein. Deshalb gestalten wir ja unser Leben auf vielfältige Weise. Und wie Leben an Gestaltungstiefe gewinnt, das soll jetzt in den drei Spannungspaaren deutlich werden.

Erstes Spannungspaar

Ich komme zum ersten Spannungspaar, ohne dass ich Ihnen schon verrate, wie es heißt. Ich schildere Ihnen lediglich kurz, was so an der Alster und im Stadtpark und an vielen anderen Stellen los ist. Eine Freizeitgestaltung nämlich, die groß in Mode ist.

Ich meine die Jogger und Walker und Spaziergänger. Bewegung ist angesagt. Bewegung ist etwas Gutes. Der Mensch ist ein Bewegungswesen. Das sagen – mit Blick auf Herzschlag, Blutkreislauf, Gehirnströme usw. – Medizin und Biologie, das sagt aber auch die Philosophie. Zur menschlichen Natur gehört Bewegung, so Blaise Pascal in seinen Pensées. Ein Mensch, in dem es nicht mehr die geringste Bewegung gibt, ist tot.

Bewegung gehört deshalb zum Menschen, weil der Satz „Aber etwas fehlt“ – in der Formulierung von Ernst Bloch – ein ur-menschlicher Satz ist. Oder, wie Ingeborg Bachmann es formuliert hat: In allem ist etwas zu wenig. Bewegung gehört deshalb zum Menschen, weil der Mensch nie ganz, nie vollständig, nie endgültig dort ankommt, wohin er sich sehnt und wohin er gehört. Deshalb ist das ganze Leben Bewegung, Suchen, Unruhe.

Theologisch hat dies der Kirchenvater Augustinus im fünften christlichen Jahrhundert auf die klassische Formel gebracht: „Du hast uns, Gott, auf dich hin geschaffen. Unruhig ist unser Herz bis es ruht in dir.“

In Bewegung, in Suchbewegung sind wir – glaubend gesprochen –, bis diese Bewegung bei Gott ankommt, bei Gott zur Ruhe kommt: eine Ruhe, die Vollendung und gleichzeitig äußerst dynamisch ist. Was uns im Leben antreibt, was uns so unruhig macht – die Sehnsucht nach der Fülle des Lebens – ist im tiefsten die Sehnsucht nach einer Ruhe, in der nichts mehr „fehlt“, in der nichts mehr zu wenig, in der alles gut ist.

Unser erstes Spannungspaar heißt „Bewegung und Ruhe“.

Wie lebe ich Bewegung und ihren Gegenpol, die Ruhe? Warum kommen so viele Menschen nicht zur Ruhe; warum wird für sie Bewegung zur Sucht: Arbeitssucht, Vergnügungssucht, die Angst, etwas zu versäumen? Was zwingt uns dazu, zwischen fünfzig TV-Kanälen hin und her zu zappen oder durchs Internet zu hasten? Warum erleben wir unsere Zeit ständig als bedroht vom zuviel oder zuwenig, von Hektik oder Langeweile?

Wovor fliehen wir eigentlich? Halten wir vielleicht die Frage nach uns selbst nicht mehr aus, die Frage, wo es eigentlich am Ende hin soll mit uns? Bei den alten Mönchsvätern steht der Satz: Wenn du Ruhe finden willst, dann sprich bei jeder Handlung: „Ich – wer bin ich? Und richte niemand.“

„Ich – wer bin ich?“ – diese Frage entlarvt das aufgeblähte Ich des Menschen. Sie schneidet es zurück wie ein Rosenstämmchen, das gerade so neu erblühen kann. Wo der Mensch sich sagt: „Ich – wer bin ich?“, da relativiert er sich selbst, statt sein Ego aufzublasen.

„Und richte niemand“, so ging der Rat, wie man zur Ruhe kommt, weiter. Wir urteilen über andere Menschen, wir vergleichen uns mit ihnen – und werden unruhig und unzufrieden. Wir schielen auf die anderen – und weichen vor uns selbst aus. Wir tun alles, um nur ja nicht dem eigenen Selbst zu begegnen.

Von Elie Wiesel, dem jüdischen Schriftsteller, gibt es dazu eine bewegende Geschichte: Ein Mensch bemerkt plötzlich einen Unbekannten neben sich. Der spricht ihn an: Hast du Angst? – Ja, ich habe Angst – Vor mir, hast du Angst vor mir? – Ja, vor dir – Willst du, dass ich weggehe? – Ja, geh weg – Wirst du dann keine Angst mehr haben? – Nein, wenn du weggehst, habe ich keine Angst mehr – Bist du sicher? – Ja, ganz sicher – Ich nicht, sagt der Fremde, während er zurückweicht. Und der Mensch fühlt, wie Panik ihn erfasst. Es wird ihm klar, dass er soeben zum erstenmal dem Fremden begegnet ist, der immer schon in ihm war.

„Ich – wer bin ich?“, das bedeutet auch: Dem Fremden, dem Schatten, wie C.G. Jung sagt, in sich selbst nicht ausweichen. Dieses nicht Ausweichen vor dem dunklen Bruder, der dunklen Schwester in mir, mit den Ansprüchen, dem Neid, den unangepassten Wünschen, führt zur Ruhe. Es führt zur Ruhe und zur Freiheit. Blockaden lösen sich, der Mensch wird frei zum Handeln, ohne sich selbst immer wieder zu fragen: „Was bringt mir das, was habe ich davon, was sagen wohl die anderen dazu?“

Es geht also um eine Ruhe, in der wir den Blick auf uns selbst, auf unsere Ängste und Sehnsüchte, auf unsere Schatten und unsere unlösbaren Fragen aushalten. Bewegung, die aus einer solchen Ruhe kommt, aus reinen, tiefen Quellen, ist dann immer auch Bewegung auf die anderen zu, Bewegung an den Ort, wo ich gebraucht werde.

Diese Ruhe bewegt mich als ganzen Menschen, so dass ich wirklich bewegt bin. Dazu gibt es in der abendländischen Kulturgeschichte eine Fülle von Anregungen.

Ich nenne zwei Beispiele, die mir besonders nahe sind, es gibt viele andere. Sie, meine Damen und Herren, werden Ihre eigenen Zugänge haben und immer wieder neu entdecken.

Als erstes Beispiel für polare Existenz in Bewegung und Ruhe nenne ich die Musik.

Musik bewegt den Menschen. Und sie konzentriert ihn, bringt ihn zur Ruhe. Das geschieht in der Liturgie der Kirche, im liturgischen Tanz. Das geschieht aber auch in der Musikhalle, in der Oper oder im Ballett, wo wir mit John Neumeier herausragende Aufführungen erleben.

Hildegard von Bingen, die vielseitig begabte Klosterfrau, sagt vor 900 Jahren: „Die Seele des Menschen hat eine Sinfonie in sich und ist sinfonisch.“ Musik berührt und spiegelt das Innerste des Menschen, das, was in ihm „stimmig“ ist und das, was in ihm fehlt. Musik bewegt – und das im wörtlichen Sinn: sie verbindet uns mit Himmel und Erde, sie öffnet uns für die Menschen und lässt uns ein Ziel erahnen, an dem wir einmal endgültig ankommen können. Sie ist, in Anlehnung an Elie Wiesel, „die Jakobsleiter, welche die Engel auf Erden vergessen haben.“

Wer von Ihnen die MoMa-Ausstellung in Berlin gesehen hat, die Bilder aus dem Museum of Modern Art in New York, der erinnert sich bestimmt an das großformatige Gemälde von Henri Matisse mit der Überschrift „Der Tanz“. Damit bin ich bei einem zweiten Beispiel für polare Existenz in Bewegung und Ruhe, einem Beispiel aus der Malerei.

Für mich sind in diesem Bild von Matisse Bewegung und Ruhe in gleicher Weise ausgedrückt. Bewegung – selbstverständlich: Tanz ist Bewegung. Aber nicht nur äußere, auch innere Bewegung. Tanz ist leiblicher und seelischer Ausdruck.

In dem Bild von Matisse sind es fünf Tänzerinnen. Aber in drei-en von ihnen gibt es ein solches Ausmaß an Harmonie bei der einen, an besinnendem Bei-sich-selbst-sein bei der anderen und an Selbstvergessenheit bei der dritten, dass ein Aspekt des Bildes bereits zur Ruhe gekommene Bewegung sein kann. Die anderen beiden Tänzerinnen sind in äußerer Bewegung, die bei der einen bis zur Ekstase gesteigert wird.

Niemand wird auf den Gedanken kommen, dieses Bild für ein religiöses Kunstwerk zu halten. Und doch spiegelt es in seiner Gleichzeitigkeit von Bewegung und Ruhe und durch seinen grünen Hintergrund als Zeichen der irdischen Vegetation, die an den blauen Hintergrund als Zeichen des Himmels stößt, etwas von der Unruhe, die zur Ruhe kommt. So wie Augustinus es formuliert hat.

Der Mensch ist Unruhe, die zur Ruhe kommen will. Um dies zu verstehen, um dies auszudrücken, sind Musik und Kunst jeweils ein hilfreiches Medium.

Die Spannung von Ruhe und Bewegung, die den Menschen antreibt, die sein Leben bestimmt, gehört auch zur Praxis der Mystik. Angefangen von den Wüstenvätern im zweiten Jahrhundert nach Christus über das Herzensgebet der Ostkirche und die spanische Mystik bis hin zur Wiederentdeckung all dessen, auch unter dem Einfluss asiatischer Meditationsformen im 20. Jahrhundert: Immer geht es um Bewegung, die zur Ruhe kommt, um Ruhe, die für den Menschen bewegend ist.

Bewegung und Ruhe sind in der Sprache der Spiritualität Actio und Contemplatio. Actio und Contemplatio bilden eine spannungsgeladene Einheit. Sie erzeugen eine Dynamik, die den Menschen antreibt, vorwärts bringt. Die Ruhe der Kontemplation ist äußerst bewegte Ruhe. In ihr meditiert der Mensch das Geheimnis des Glaubens und das Geheimnis seiner selbst. Dass er sich nach Ruhe sehnt und mit dieser Sehnsucht sein Leben lang nicht ankommt. Kontemplation führt dann zur Aktion. Nicht Weltflucht ist Kontemplation, sondern Weltgestaltung. Aber die Actio ist kein hektisches Hin und Her, sondern gelassenes schöpferisches Tun. Bewegung aus der Erfahrung, dass all unser Tun an eine Grenze stößt. Bewegung in der Hoffnung, dass unsere Sehnsucht jenseits dieser Grenze ihr Ziel findet.

Bewegung und Ruhe ist unser erstes Spannungspaar durch welches der Mensch zu sich selbst und über sich hinaus findet.

Ein zweites Spannungspaar

Wir kommen zu einem zweiten Spannungspaar, dass die Kraft der Gegensätze anschaulich machen kann.

Wenn ein Kleinkind sprechen lernt, spricht es von sich zuerst in der dritten Person. Peter trinkt. Die Entwicklungspsychologie wertet es als einen qualitativen Sprung, wenn aus „Peter trinkt“ die Äußerung wird „Ich trinke“.

Der eine Spannungspol, um den es hier geht, heißt „Ich“.

„Ich“ sagen, Subjekt sein, in Freiheit Verantwortung für das eigene Tun und Lassen übernehmen – das macht die Individualität des Menschen aus. Dieser Aussage, einer Kernaussage der neuzeitlichen Philosophie, wird heute von einer Reihe von Hirnforschern widersprochen. Anhand ihrer bildgebenden Verfahren glauben sie nachweisen zu können, dass Freiheit eine Illusion sei, die das Gehirn erzeugt: Mein Gehirn entscheidet, bevor ich selbst davon weiß. Es determiniert mich und gaukelt mir gleichzeitig vor, ich sei frei.

Jürgen Habermas hat jüngst diesem Determinismus in der Hirnforschung entschieden widersprochen. Die Hirnforschung könne – um in Kantscher Terminologie zu sprechen – nichts weiter abbilden als die „Kausalität der Natur“. Das, was wir gemeinhin „freie Handlungen“ nennen, sind – so Habermas – Handlungen, die einen „internen Zusammenhang mit Gründen“ haben. Diese „Kausalität der Freiheit“ ist nach Habermas aber nicht durch Natur, sondern durch Kultur programmiert. „Kausalität der Natur“ und „Kausalität der Freiheit“ stehen für sich; sie lassen sich nicht gegeneinander ausspielen, sie können einander auch nicht erklären. Das heißt: Wenn die Hirnforschung uns die Freiheit abspricht, dann überschreitet sie ihre eigenen Möglichkeiten.

Aber nicht nur das „Ich“ ist heute in Gefahr. Auch sein Spannungspol, das „Du“, steht auf dem Spiel – und zwar durch eine ganz bestimmte Art und Weise, wie Menschen heute „ich“ sagen. Wie verhalten sich nun die Spannungspole „Ich“ und „Du“ zueinander?

„Der Mensch wird am Du zum Ich“ – so Martin Buber. Erst in der Du-Haltung, so könnte man auch sagen, kann sich das Ich entfalten. Alle wahrhafte Selbstverwirklichung ist Du-Verwirklichung. In einem Gedicht von Paul Celan heißt es: „Ich bin Du, wenn ich Ich bin“.

Damit soll ja doch gesagt sein: Wenn ich wirklich ich bin, dann bin ich nicht hermetisch abgeschlossen. Dann bin ich nicht in mich selbst eingekerkert. Sondern dann bin ich offen, dann bin ich Beziehung, dann fließt etwas hinüber und herüber. Nur so bin ich wirklich ich.

Dabei kann man ja an vielfältige Erfahrung anknüpfen. Wie lernt ein Kind lachen? Wenn es angelacht wird. Sprechen? Wenn es angesprochen wird. Singen – wenn ihm vorgesungen wird.

Immer dann, wenn das Ich sich einem Du öffnet, kommt das Ich erst wahrhaft zu sich selbst und kann sich entfalten.

Jürgen Habermas – in seiner Dankrede zum Kyoto-Preis – bewegt sich auf derselben Denkebene, wenn er sagt: „Wir Menschen lernen voneinander. Werden wir uns nicht erst in den Blicken, die ein anderer auf uns wirft, unserer selbst bewusst?“ Und weiter: „Die subjektivierenden Blicke des anderen haben eine individuierende Kraft.“

Aber nehmen wir den Blick des anderen überhaupt noch wahr? Lässt unser Ich sich vom Blick des anderen überhaupt noch berühren? In unserer Gesellschaft wird in den letzten Jahren – so nehme ich es wahr – immer mehr der Narzissmus als Lebensform gesellschaftsfähig: eine

Art, „ich“ zu sagen, die den anderen, das „Du“, aus dem Blick verliert, die das „Ich“ zum Bezugspunkt alles Wichtigen und Erstrebenswerten macht. Konsequenz ist ein Rückgang von Rücksicht, ein Rückgang von Solidarität auf vielen Ebenen des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Auf die Dauer beschädigt das aber nicht nur den anderen, sondern auch uns selbst.

Warum ist die Polarität von Ich und Du so bedeutsam? Was kann an einem Du so wichtig sein, dass ich zu mir selbst und sogar über mich hinaus geführt werde? Das „Du“, welches mir begegnet, ist doch ebenso begrenzt wie ich auch. Was könnte ein anderer Mensch mir geben, was ich mir nicht selbst erwerben könnte? Auch der andere Mensch, der mir als Du begegnet, spürt doch ähnlich wie ich Mangel und unerfüllte Sehnsucht.

Die Antwort lautet: Begegnung zwischen Ich und Du ist nicht die Summe der Möglichkeit von zweien. Es ist nicht wie bei den beiden Zechern, die ihr Geld zusammenwerfen, so dass man jetzt auf der Theke zusammenzählen kann, was vorher in jedes einzelnen Hosentasche steckte. Nein, in der Begegnung zwischen Ich und Du entsteht etwas anderes, etwas Neues. Es hat mit dem einen zu tun und mit dem anderen. Aber es erschöpft sich nicht darin.

Was ist dieses Neue, dieses „Zwischen“, das in der Begegnung von „Ich“ und „Du“ geschieht?

Ich kann es nicht auf eine Formel bringen, höchstens umschreiben. So umschreibt es C.G. Jung: „Das lebendige Geheimnis des Lebens ist immer zwischen zweien verborgen, und es ist das wahre Mysterium, das Worte nicht verraten und Argumente nicht erschöpfen können.“

In diesem Neuen, anderen, das zwischen „Ich“ und „Du“ aufscheint, kann der Mensch etwas von seiner Unendlichkeit erfahren. Es ist dies eine Erfahrung, der ich nicht mehr ausweichen kann, auch dann nicht, wenn ich das, was da aufscheint, nicht „Unendlichkeit“ nenne. In der Begegnung von „Ich“ und „Du“ erfahre ich, worum es in meinem Leben eigentlich geht, was wichtig ist, was mich trägt, worauf ich mich verlassen kann, wonach es mich verlangt.

Solche Erfahrung hat nicht nur ihre großen Stunden. Sie hat auch ihren Alltag. Ein Blick, ein Zeichen, ein Wort, eine Melodie, eine Gedichtzeile, eine Blume – alles kann dieses „Zwischen“ aufleuchten lassen.

Ist solche Erfahrung des Zwischen, wie sie sich in der Begegnung ereignet, etwas Seltenes? Die Antwort Martin Bubers: „Und wenn sich dergleichen uns zugetan hat und wir dann aufmerken und uns fragen: Was hat sich denn da Besonderes ereignet? So dürfen wir uns erwidern: Freilich, nichts Besonderes, so ist es alle Tage, nur wir sind nicht alle Tage da ...“

„Transzendente Erfahrungen“ nennt die Theologie solche Erfahrungen. Die Begegnung von „Ich“ und „Du“ ist ein transzendentaler Ort: an dem der Mensch erfährt, wie es um ihn steht und: wie es mit ihm weitergehen, wie es mit ihm enden soll. Den Glaubenden verweist diese Erfahrung auf ein ganz anderes, auf das göttliche „Du“, auf die Begegnung mit dem, den der Theologe Karl Rahner „das absolute Geheimnis“ nennt.

In dieser Perspektive bekäme das Wort von Jürgen Habermas noch einmal eine viel weitere Bedeutung. Ich nenne es noch einmal: „Werden wir Menschen uns nicht erst in den Blicken, die ein anderer auf uns wirft, unserer selbst bewusst?“ Wenn man mit diesem anderen, der uns anblickt, nicht einen Menschen, sondern Gott meint, dann erhält die Beziehung von „Ich“ und „Du“ eine unendliche Weite, dann ist die Polarität von Ich und Du in der Tat nicht nur ein Weg zu sich selbst – das auch, das bleibt – sondern weit über sich hinaus. Für mich findet diese

Beziehung des menschlichen Ich auf das Du Gottes hin einen besonders starken Ausdruck im jüdischen Gebetbuch, in den Psalmen. Es ist kein Zufall, dass die Psalmen zum täglichen Gebet auch der Christen gehören, die als Ordensleute, Priester oder Diakone einer geistlichen Berufung folgen.

Die Kraft der Gegensätze. Die Kraft der Gegensätze, die es zu verbinden gilt, die ins Gleichgewicht gebracht werden müssen, um zu einem erfüllten Leben zu kommen. Das gilt für Bewegung und Ruhe. Das gilt für Ich und Du. Das gilt auch für das dritte und letzte Spannungspaar, zu dem wir jetzt kommen.

Drittes Spannungspaar

Wie spät ist es? Wir schauen auf die Uhr. Wie oft am Tag wohl? Noch niemals zuvor konnten wir die Zeit genauer ablesen. Aber hilft uns das im Umgang mit der Zeit? Haben wir deshalb mehr Zeit?

„Wo die Sklaven auf den Galeeren die Ketten trugen,
da tragen wir unsere Armbanduhren.“

Unser letztes Gegensatzpaar heißt: „Zeit und Ewigkeit“.

Uhren teilen nicht die ganze Wahrheit über die Zeit mit. Wenn Sie in Fuhrsbüttel auf Ihren Flug warten und dort auf die Uhren schauen, die den Flugplan regeln, dann kommen Sie kaum auf den Gedanken, dass die mechanische Uhr an ihrem Anfang etwas ganz anderes regelte: Nicht Flugzeiten, auch nicht Schul-, Büro- oder Betriebszeiten. Sondern: Gebetszeiten. In den Klöstern, in denen gemeinsam gebetet wurde, musste man wissen, wann das Gebet beginnt. Aus diesem Grund soll ein Mönch im 13. Jahrhundert die erste mechanische Uhr erfunden haben. Und das Gebet, zu dem man sich in den Klöstern bis zum heutigen Tag versammelt und das auch von allen Diakonen, Priestern und Bischöfen zu verrichten ist und auch von allen Ordensleuten, heißt immer noch Stundengebet. Weil es die Stunden des Tages prägt.

Darin steckt der Gedanke: Wir können die vergehenden Stunden zum Gebet werden lassen; wir können sie so mit der Ewigkeit, mit Gott verbinden. Also: Wir können das vergehende Zeitliche an das bleibende Ewige anhängen und es so retten. Das ist auch der Grund, warum Kirchtürme und auch Innenräume von Kirchen so oft mit Uhren bestückt sind. Viel wichtiger als der praktische Grund, die Zeit abzulesen, war der Grund, die Zeit zu deuten. Der Blick auf die Uhr sollte nicht in erster Linie Antwort geben auf die Frage, wie spät ist es. Die Uhr an der Kirche soll darauf hinweisen, was die Stunde geschlagen hat, worauf es ankommt.

Dafür gibt es in vielen Kathedralkirchen anschauliche Beispiele. Wer von Ihnen das Straßburger Münster kennt, der erinnert sich bestimmt auch an die Uhr dort. Sie hat die Besonderheit, dass zum vollen Stundenschlag ein Hahn mit den Flügeln schlägt und kräht. Die Zeit, die von der Uhr angezeigt wird, wird biblisch gedeutet mit dem Hahnenschrei, der den Verrat des Petrus offenbart. Die Aufforderung ist klar. Sie lautet: Du Mensch, der du jetzt auf diese Uhr schaust, in dieser vollendeten Stunde, bereue deinen Verrat, deine Sünde, so lange noch Zeit dafür ist, so lange deine Lebenszeit noch nicht vollendet ist.

Oder, um von Straßburg wieder etwas näher nach Hamburg zu wandern, die Uhr im Dom zu Münster. Hier erscheint um 12 Uhr ein ganzes Szenario. Ich nehme daraus nur den Tod, der mit der Sense winkt. Triumphiert der Tod nicht über die Zeit? Oder hat er lediglich dienende Aufgabe, nämlich das Zeitliche zum Ewigen zu führen?

Aber nicht nur jahrhundertalte Kirchen spielen gern mit solcher Zeitsymbolik. Auch moderne Malerei – denken Sie an Bilder von Salvador Dali, wo öfter eine Uhr wie ein Stück Kuchenteig über einem Ast

hängt und tropfenweise abschmilzt – oder auch an das bekannte Bild von Marc Chagall: „Die Zeit ist ein Fluss ohne Ufer“. Auch der Film ist hier zu nennen; etwa: „Wilde Erdbeeren“, einer der bekanntesten Filme von Ingmar Bergman, mit seinem einprägsamen Bild der Uhren ohne Zeiger, die nicht mehr ticken, sondern den schnellen, unruhigen Schlag des eigenen Herzens hören lassen.

Nach der Zeit fragen heißt zugleich, nach dem Menschen fragen. Von daher ist es verständlich, dass sich Philosophie und Theologie und auch die Mythologie immer wieder auch mit der Zeit befassen.

Aus der griechischen Mythologie nenne ich Ihnen die Parzen. Die drei Schwestern sind Töchter des Zeus, Schicksalsgöttinnen, die das Schicksal des Menschen in Händen halten. Klotho spinnt den Lebensfaden, Lachesis hält ihn in ihren Händen und Atropos schneidet schließlich den Lebensfaden ab. Ein Mythos, menschliche Zeit zu deuten. Wobei die Frage offen bleibt, was denn aus dem abgeschnittenen Faden am Ende wird.

Aus der Philosophie komme ich kurz auf Seneca zu sprechen, der die Zeitenwende von vor Christus zu nach Christus miterlebt hat. Seine bekannteste Schrift trägt den Titel: „De brevitae vitae“, von der Kürze des Lebens. Senecas Hauptfrage ist: Wie soll der Mensch leben, wenn er weiß, dass sein Leben kurz ist.

Seneca vergleicht die Zeit mit dem Geld. Zeit, so sagt er, ist ein hohes Gut. Man sollte damit mindestens so sorgsam umgehen wie mit Geld. Ja, Seneca nennt Zeit eine *res omnium pretiosissima*, das Wertvollste von allem. Und wie Geld Zinsen bringt, wenn man richtig damit umgeht, so soll Zeit so verbracht werden, dass sie Gewinn bringt, Lebensgewinn, Lebensfreude. Menschen, die immer nur geschäftig sind, immer in Hektik, immer in Stress, immer besetzt, nicht nur mit Arbeit, auch mit Vergnügen, deren Zeit, sagt Seneca, ist immer zu kurz. Immer geschäftig sein, ist für Seneca verkehrtes Leben. Zur Lebensqualität gehört „Eigenzeit“, eine Zeit, die der Mensch für sich hat, als Zeit der Muße, Zeit der Besinnung.

Von Seneca aus springe ich gute tausend Jahre weiter und bin beim heiligen Bernard von Clairvaux, einem der großen geistlichen Lehrer im zwölften Jahrhundert. Zeit der Muße, Zeit der Besinnung, die Stichworte Senecas sind auch für Bernard wichtig.

Bernards Freund, der mit ihm gemeinsam als Mönch gelebt hat, wird als Eugen III. zum Papst gewählt. Nach einiger Zeit schreibt Bernard ihm folgenden Brief, den er ähnlich wahrscheinlich auch vielen von uns schreiben könnte: „Wo soll ich anfangen? Am besten bei deinen zahlreichen Beschäftigungen, denn ihretwegen habe ich am meisten Mitleid mit dir ... Es ist viel klüger, du entziehst dich von Zeit zu Zeit deinen Beschäftigungen, als dass sie dich ziehen und dich nach und nach an einen Punkt führen, an dem du nicht landen willst. Du fragst, an welchen Punkt? An den Punkt, wo dein Herz hart wird ... Wer mit sich selbst schlecht umgeht, wem kann der gut sein? Denk also daran: Gönn dich dir selbst. Ich sage nicht: Tu das immer, ich sage nicht: Tu das oft. Aber ich sage: Tu es immer wieder einmal.“

Ein weiterer Sprung von tausend Jahren zur Frage nach dem Umgang mit der Zeit führt uns in die Gegenwart. Der Philosoph Hans Blumenberg stellt in seinen Ausführungen zu „Lebenszeit und Weltzeit“ fest: Die menschliche „Weltneugierde“, so Blumenberg wörtlich, ist weitaus größer als die Lebenszeit des Menschen. Das Problem des Menschen besteht darin, dass er eine endliche Lebenszeit hat, aber unendliche Wünsche. Damit aber in der endlichen Lebenszeit möglichst viele der unendlichen Wünsche erfüllt werden können, kultiviert die Moderne die Beschleunigung. Wenn alles schneller geht, so eine verbreitete Meinung, dann lässt sich auch mehr schaffen und auch mehr erleben.

Die „Musszeit“, so Blumenberg, die wir aufbringen müssen für den Lebensunterhalt, kann dadurch kürzer werden, und die „Kannzeit“, auch das ein Terminus Blumenbergs, können wir dadurch verlängern. Bei „Kannzeit“, also einer Zeit, die wir frei gestalten können, denkt Blumenberg aber nicht an Freizeitbeschäftigungen, die ja ihrerseits uns auch wieder antreiben, weil es so viele Freizeitbeschäftigungen gibt. Er denkt an so etwas wie „Eigenzeit“, von der Seneca spricht. Dann stellt er aber resigniert fest, dass die gewonnene „Kannzeit“ wiederum so viele Ansprüche produziert, dass der Mensch, der heutzutage mehr Zeit hat, in Wirklichkeit immer weniger Zeit hat. Deshalb muss alles immer noch schneller gehen. Der Philosoph Odo Marquard folgert daraus: Ich eile, also bin ich. Wer aber nur den Spannungspol „Zeit“ kennt und nicht auch den Spannungspol „Ewigkeit“, der ist immer zu langsam. Der Tod, so Harald Weinrich in seinem lesenswerten Buch „Knappe Zeit“, ist immer noch schneller da als das, was ich wünsche und plane.

In früheren Zeiten lebten die Menschen in einem Horizont von fünfundvierzig Jahren – das war die irdische Lebenserwartung. Aber hinzu kam der Horizont der Ewigkeit. Das war die endgültige Lebenserwartung. Wo die endgültige Lebenserwartung wegbreicht, da ist selbst die inzwischen auf achtundsiebzig Jahre angestiegene durchschnittliche irdische Lebenserwartung viel zu gering, selbst wenn sie demnächst auf hundert oder mehr Jahre ausgedehnt werden kann.

Wo der Spannungspol Zeit nicht in Balance gehalten wird zum Spannungspol Ewigkeit, da wird das Leben überanstrengt. Ich muss dann ja meine gesamte Lebenssehnsucht in diese acht oder zehn Jahrzehnte hineinpacken und zur Realisierung führen. Das bringt Hektik hervor und Angst, etwas zu verpassen, und wer nichts verpassen will, verpasst letztlich alles.

An diesem Punkt wird deutlich, dass „Zeit und Ewigkeit“ ein Spannungspaar von anderer Qualität ist als „Ruhe und Bewegung“ und auch als „Ich und Du“. In dieser Spannung steht das Wohin unseres ganzen Lebens auf dem Spiel. Wir bewegen uns ständig auf Zukunft zu, wir gestalten Zukunft, die individuelle wie die gesellschaftliche; wir erwarten viel von ihr. Aber irgendwann kommt die Lebensphase, wo uns deutlich wird: Meine Zeit geht zu Ende. Wie steht es dann mit meiner Zukunft? Wenn Zeit abbricht, individuelle Lebenszeit zu Ende geht.

Im Horizont des Glaubens sprechen wir dann von der „absoluten Zukunft“ – und die ist, in der Theologie Karl Rahners, nichts anderes als ein Wort für Gott. Das Wissen um unsere Endlichkeit konfrontiert uns mit dem „glühenden Rätsel“ der Unendlichkeit, der absoluten Zukunft.

„Glühende Rätsel“ – so heißt ein Gedichtzyklus von Nelly Sachs, der jüdischen Nobelpreisträgerin. In einem ihrer Gedichte sind meine Fragen nach dieser absoluten Zukunft aufgehoben.

Die Fragen werden nicht bündig beantwortet – wer könnte das schon! Aber die Worte des Gedichts schlagen eine Wegschneise in das Dickicht der Zukunft. Diese Zukunft bleibt dunkel. Aber sie wird begehbar, Schritt für Schritt, hinein in eine nahe und fernste Zukunft. Ich zitiere Ihnen die Gedichtzeilen:

„Ich bin meinem Heimatrecht auf der Spur
Dieser Geographie nächtlicher Länder
Wo die zur Liebe geöffneten Arme
Gekreuzigt an den Breitengraden hängen
Bodenlos in Erwartung-“

Erwartung, Liebe, Heimat – das sind die Stichworte, die Antworten signalisieren auf die Frage nach der absoluten Zukunft, nach der Ewigkeit. Für den christlichen Glauben ist diese Ewigkeit kein Ort, kein Zustand,

sondern ein „Du“. Die Aussage „Gekreuzigt an den Breitengraden“ verweist mit dem Stichwort „Gekreuzigt“ auf den Gekreuzigten, mit dem Stichwort „Breitengrade“ auf den kosmischen Christus.

Ich erinnere mich an einen Gesprächsabend mit dem Philosophen Ernst Bloch in den sechziger Jahren. Bloch wurde gefragt, was er im Tod erwarte. Seine Antwort: Nichts. Darauf die Frage an ihn: Ist das nicht ein Zuwenig an Erwartung, einfach nur das Nichts? Da wurde Bloch ganz lebendig und meinte: Die Erwartung an das Nichts ist nicht zu wenig. Denn wie es aussieht das Nichts, was es mit mir macht, das Nichts, was es für mich bereithält, das ist doch die spannende Frage.

Zu den bekanntesten literarischen Aussagen über die Zeit gehören die Worte von Hugo von Hofmannsthal im Rosenkavalier. Dort heißt es: „Die Zeit, die ist ein sonderbar Ding. Wenn man so hinlebt, ist sie rein gar nichts. Aber dann auf einmal, da spürt man nichts als sie. Sie ist um uns herum, sie ist auch in uns drinnen. In den Gesichtern rieselt sie, im Spiegel da rieselt sie, in meinen Schläfen fließt sie. Und zwischen mir und dir, da fließt sie wieder, lautlos, wie eine Sanduhr.“ „Die Zeit ist dein Schiff, doch deine Bleibe nicht“, sagt Lamartine, ein französischer Schriftsteller im 19. Jahrhundert.

Wer das Fließen und Rieseln der Zeit spürt, der kann zu Tode erschrecken. Er wird vielleicht versuchen, es zu übertönen. Er kann sich dem Anruf der Zeit aber auch stellen. Wenn mein Schiff die Zeit ist, dann heißt der Hafen Ewigkeit. Wenn meine Lebensfahrt gelingen soll, muss ich um beides wissen, um Schiff und Hafen, um Zeit und Ewigkeit. Und ich muss wissen, dass das eine mit dem anderen zu tun hat. Ich kann Ewigkeit in Zeit entdecken. Und ich kann hoffen, dass das Zeitliche, wo der Tod es abbricht, in Ewigkeit hinein gerettet wird. Ob dann das Rieseln der Zeit in den Gesichtern der anderen und das Fließen der Zeit in den eigenen Schläfen seinen Schrecken verliert? Jakob Böhme, der Mystiker des siebzehnten Jahrhunderts, sagt:

„Wem Zeit ist wie Ewigkeit
Und Ewigkeit wie Zeit,
der ist befreit
von allem Streit.“

Wer um Zeit und Ewigkeit weiß, der findet zur Mitte seines Daseins. Um diese Suche nach der Mitte meiner Existenz geht es bei der Frage nach Zeit und Ewigkeit. Dass das nicht nur den Menschen heute, sondern auch schon vor Jahrhunderten vor eine steile Aufgabe stellt, zeigen die Verse von Angelus Silesius:

„Die Ewigkeit weiß nichts von Jahren, Tagen, Stunden:
Ach, dass ich doch noch nicht den Mittelpunkt gefunden.“

Habe ich den Mittelpunkt gefunden? Die Mitte meines Daseins, das worum sich alles dreht, das Wichtigste, das Entscheidende? Wer sich den Fragen stellt, was es mit Spannungspolen von Bewegung und Ruhe, Ich und Du, Zeit und Ewigkeit auf sich hat und wer diese Spannungspole in seinem Leben verbinden kann, der findet zur Mitte. Der findet zu sich selbst und über sich hinaus. Der findet in seinem Leben Sinn und Ziel. Der findet zu Gott.

Meine Damen und Herren, begonnen habe ich meine Ausführungen mit der Frage aus dem Gedicht von Ulla Hahn: „Seid ihr ganz sicher, dass ihr lebt, und heißt Nichttotsein schon Leben?“

Ich wünsche mir, dass ich Ihnen mit meinen Ausführungen einige Anregungen für eine Antwort auf diese Frage gegeben habe. Aber noch wichtiger ist mir, dass diese Frage nach dem Leben, nach dem persönlichen, einmaligen, unverletzlichen Leben Sie begleitet. ■

Dr. Werner Thissen

- 1938 geboren in Kleve;
- 1959–1961 Studium der Wirtschaftswissenschaften
in Köln und Innsbruck;
- seit 1961 Studium der Theologie in Münster
und München;
- 29. 6. 1966 Priesterweihe in Münster;
Kaplan im Ruhrgebiet;
- 1969 Spiritual im Bischöflichen Collegium
Johannaem Ostbevern (Internat und
Gymnasium für Jungen);
- 1971 stellvertretender Leiter
im Priesterseminar Münster;
- 1974 Dr. theol. (Münster) mit Dissertation
„Erzählung der Befreiung.
Eine exegetische Untersuchung
zu Mk 2,1-3,6“;
- 1977 Leiter der Hauptabteilung Seelsorge,
1978 der Hauptabteilung Seelsorge/Personal
im Generalvikariat in Münster;
- 1984 Residierender Domkapitular in Münster;
- 1986 Generalvikar von Bischof Reinhard Lettmann,
Münster;
- 24. 5. 1999 Weihbischof in Münster;
- 25. 1. 2003 Einführung in das Amt des
Erzbischofs von Hamburg